

Warum Waschen auch Kunst sein kann

Anke Nowottne ist Grenzgängerin – auch zwischen Deutschland und St. Petersburg

Anke Nowottne geht ihren eigenen Weg, dank Überzeugungskraft. Für die Abschlussarbeit ihres Fotografie-Studiums machte sie keine Bilder, sondern eröffnete in St. Petersburg einen Waschsalon, der auch ein Café ist. Auch dies sei Kunst, überzeugte die 27-jährige Dresdnerin ihre Professoren der Kunsthochschule Zürich. Und auch ein Waschsalon kann ein Café sein, überzeugte sie die Petersburger Stadtverwaltung – mit viel Geduld und kleinen Nettigkeiten.

Christian Weisflog

Es gibt Menschen, die sich mit aller Kraft an gesellschaftliche Konventionen halten. Sie sind zum Beispiel peinlichst darauf bedacht, wen sie, wann und zu welcher Feier einladen, welche Leute sie zusammenbringen. Es soll eine harmonische Feier sein, die Gäste sollen sich verstehen, ähnliche Werte vertreten. Die Geladenen – das Publikum – erwartet dies doch von einem guten Gastgeber.

Zu diesen Menschen gehört Anke Nowottne nicht. Sie tut lieber das Unerwartete, rüttelt bewusst an Konventionen, würde vermutlich sogar absichtlich unterschiedliche Gäste einladen, um zu beobachten, was passiert – um herauszufordern, zu provozieren, anzuregen.

Auch für die Abschlussarbeit ihres Fotografie-Studiums an der Kunsthochschule Zürich weigerte sie sich, das zu tun, was alle erwarteten. Nämlich: „Mit ernsthafter Geste, Bilder an die Wand zu hängen.“ Stattdessen eröffnete sie zusammen mit ihrem russischen Freund Alexej Lukjanow in St. Petersburg das Waschcafé „Stirka 40 Gradusow“ (40 Grad Wäsche) und erklärte es zum Kunstobjekt – zu ihrer Abschlussarbeit.

Für Nowottne entsteht Kunst erst durch Kommunikation und ist daher

Ausdruck von Machtverhältnissen. Kunst wird definiert durch Beamte, die Fördermittel sprechen, durch Museums- und Galeriedirektoren sowie letztlich durch die Autorität des Künstlers selbst.

Kunst ist demnach immer etwas Beliebtes, etwas Virtuelles, etwas Künstliches eben. Mit ihrem Projekt beabsichtigte Nowottne einerseits diese Problematik zu thematisieren, andererseits aber zu tun, worauf sie Lust hatte: Etwas Konkretes schaffen, ein Waschcafé eröffnen. Ihren Professoren wollte sie davon ein solch eindrückliches Bild vermitteln, damit sie von ihnen dafür ein Fotografiediplom erhält. „Bis jetzt pendelte ich ständig zwischen „Mitspielen“ im System und gänzlichem Abgrenzen von Selbigem. Nun mache ich das Dilemma zum Thema, zum Experimentierfeld, zum Forschungsgebiet meiner persönlichen Neugierde: die Grenze der Kunst“, schreibt Nowottne in ihrer Diplomarbeit.

Aber alles der Reihe nach und ganz konkret: Von 2001 bis 2002 studierte die Fotografin in St. Petersburg Grafikdesign, wo sie auch ihren heutigen Freund Alexej Lukjanow kennen lernte und wo es keine Waschalons gab. Sie hatte nie genug Wäsche, um sie für mehrere Tage in eine Wäscherei zu geben und zuviel,

um sie per Hand zu waschen. Die Idee, einen eigenen Waschsalon zu eröffnen, drängte sich quasi auf.

Ihre Umsetzung sollte jedoch zur waren Kunst geraten. Das erste Problem, die Räumlichkeiten: Der Immobilienmarkt in Russland ist ein Haifischbecken. Umso schwieriger, etwas Günstiges, Zentrales und mit genügender Energieversorgung (für die Waschmaschinen) zu finden. Das zweite Problem, die Bürokratie: Nowottne kämpfte gleichzeitig mit dem Departement für Wäschereien und mit jenem für Lebensmittelverkauf. Für beide Ämter fiel das Waschcafé aus der Norm. Mit viel Geduld, netten Worten und süßen Pralinen erhielt sie schließlich die Erlaubnis, eine „Wäscherei mit Lebensmittelabteilung“ zu eröffnen. Um die Konzession zum Verkauf von Hochprozentigem ringen sie und ihr Freund aber noch immer.

Das dritte Problem, die Finanzierung: Studenten verfügen bekanntlich nicht über viel Geld, aber dafür über Fantasie und Überzeugungskraft. Übers Internet fand Nowottne Joachim Buehner, Mitarbeiter eines auf Gebrauchsmaschinen spezialisierten deutschen Unternehmens, der ihr half, geeignete Apparate zu finden und sie für ihre Bedürfnisse zurecht zu machen. Eine Speditionsfirma sponserte den Transport von Lübeck nach St. Petersburg per Schiff. Sofa und Stühle kaufte sie im Zürcher Brockenhaus ein und kutscherte sie mit dem eigenen VW-Bus bis nach Russland. Die Tische baute sie mit Hilfe des benachbarten Klempners selbst zusammen.

Dank überschüssigen Stipendiengeldern und der Unterstützung ihres Freun-



Foto: Christian Weisflog

„Stirka 40 Gradusow“, von außen gesehen: Kunst oder einfach ein Café? Virtuell oder ganz real? Wer es wissen will, muss es selbst erfahren, bei netten Beats, summenden Waschmaschinen und herbem Kaffeeduft – an der Uliza Kasanskaja 26.

des, reichten die Mittel schließlich, um die „Stirka“ am 1. Oktober 2004 zu eröffnen – in einem überschaulichen, gemütlichen Raum, im Herzen der Newa-Stadt. Am Anfang standen Nowottne und Lukjanow noch selbst hinter den Tresen, mittlerweile übernehmen dies Angestellte für sie. Sergej Jefimow, Barkeeper und Musiker zugleich, sorgt dafür, dass im „Stirka“ nicht nur die Waschmaschinentrommeln dröhnen. Djs, Musiker, Schriftsteller und Künstler seiner Wahl sorgen bei den Gästen für einen kurzweiligen und angenehmen Waschgang. Und dies für 100 Rubel pro Maschine, inklusive einer Tasse Kaffee.

Auch ihre Diplomarbeit hat Nowottne in Zürich erfolgreich verteidigt. Ihr Freund stellte das Projekt bei der Prä-

sentation in der Schweiz auf Russisch vor. Und der Waschmaschinenfachmann Buehner, dem der Einblick in eine andere Welt großen Spaß machte, hielt einen Vortrag über die Besonderheiten von Industrielaschmaschinen. Über das Projekt selbst sind zudem zwei Filme von weiteren Künstlern entstanden.

Mittlerweile halten sich auch die monatlichen Einnahmen und Ausgaben des Waschcafés die Wage und manchmal können gar schwarze Zahlen geschrieben werden. Nowottne hat sogar ein Angebot erhalten, an einem anderen Ort einen zweiten Salon zu eröffnen. Doch sie lehnte dankend ab. Managerin will sie nicht sein. Ihr Weg ist die Kunst. Und der führt sie für einen Lehrauftrag erstmal an die Fachhochschule Dortmund.

die sommerstrecken bei gexx.de



Germania Express

Per Rad zum Baikal

Zwei Deutsche strampeln durch Russland

Wilhelm Siemers

Ingo Wagner und Mathias Krenski sehen abgekämpft aus, als sie die westsibirische Stadt Omsk erreichen. Die beiden Abenteuerer haben bereits 6 000 Kilometer in den Beinen. Seit Ende März sind Radsportler mit ihren Drahteseln von Stuttgart zum Baikalsee unterwegs. In Omsk legen sie eine Pause ein, um Reparaturen an ihren Fahrrädern vorzunehmen. Mitte September wollen sie den ältesten und tiefsten See der Erde erreicht haben. Dann geht es mit dem Flugzeug von Irkutsk zurück nach Deutschland. Bisweilen führte ihre Route über die Tschechische Republik nach Polen, weiter nach Litauen und Lettland. Danach kamen nur noch die russischen Weiten.

Von ihrer Reise können die beiden studierten Sportwissenschaftler allerhand erzählen. Zum Beispiel die Einreise nach Russland. „Überall hatten wir gehört, dass niemand mit dem Fahrrad über die russische Grenze kommt“, erzählt Mathias. Die ersten fünf Kilometer seien sie an Lastwagen vorbeigefahren. Dann kam eine Schlange mit stehenden Autos. „Als der erste russische Grenzbeamte uns sah, schlug er sich mit der Hand vor den Kopf. ‚Weiter, weiter‘ sagte er dann nur“, berichtet der 28-jährige Krenski. Beim zweiten Grenzer habe man ordnungsgemäß den Pass vorgezeigt und die Immigrationskarte ausgefüllt. Auch die charmante Zollbeamtin habe kein großes Interesse am Proviant der Radsportler, zumeist Äpfel, Bananen und Tütensuppen, gezeigt. Nach 15 Minuten konnten die beiden Deutschen das russische Territorium betreten. „Nur Putin kommt schneller über die Grenze als wir“, witzelt Ingo Wagner.

Danach habe eine weitere Odyssee begonnen. „Wie sollten wir als zwei Radfahrer, die von einer russischen Stadt zur anderen radeln, eine in Russland so obligatorische behördliche Registrierung bekommen“, fragt sich Mathias. So habe das Hotel in der westrussischen Stadt Welikije Luki die polizeiliche Meldung verweigert. In Moskau habe



Mathias Krenski (links) und Ingo Wagner.

man es gar nicht versucht. „Wir haben in einer kirchlichen Gemeinde übernachtet und wollten die dort lebenden polnischen und ukrainischen Schwarzarbeiter nicht in Gefahr bringen“, berichtet Krenski weiter. In Nischnij Nowgorod habe sogar der Direktor des Einwohnermeldeamts die Gelegenheit mit dem Hinweis „Moskau muss entscheiden“ aufgegeben. Seither fahren die beiden Deutschen getrost weiter in Richtung Ostsibirien. „Selbst die Miliz wünscht uns eine gute Fahrt, nachdem sie unsere Pässe kontrolliert hat“, sagt Mathias mit einem Schmunzeln.

Von Russland sind die deutschen Aussteiger begeistert. „Hier gibt es eine Hilfsbereitschaft hoch drei“, sagt der 30-jährige Wagner. Ob in Kirow, Perm oder Tjumen. Überall seien sie herzlich empfangen worden. Zudem würden sich „Biker“ sowieso untereinander helfen. Und zu reparieren gebe es immer etwas an den Fahrrädern. Mittlerweile haben Ingo und Mathias Omsk hinter sich gelassen und strampeln zielstrebig ihrem Ziel entgegen: dem heiligen Meer, wie die Einwohner Sibiriens den Baikalsee nennen.